Die Dressur des Sanitätshundes und seine Arbeit im Kriege.

Von W. Schenermann, Kriegsberichterstatter.

Großes Hauptquartier,
am 18. April 1916.

Nahe an der belgischen Grenze liegt die alte französische Ardennenfestung Rocroi. Die Ardennen verlieren hier für ein ziemlich großes Gebiet die ungepflegte Neppigkeit, die diesem Waldgebirge sonst eigen ist. Auf kahlen Hügeln wachsen ein paar zerstreute struppige Kiefern, dünnes Heidekraut, das der rauhe West zerzaust hat, und um schwarze Wasserlöcher findet man Ansätze zu typischer Hochmoorbildung. Keine Hütte, kein Acker, kein Mensch weit und breit. Diese unwirtliche Gegend heißt das Sibirien Frankreichs. Da hinein hat Vauban eine seiner Musterleistungen gebaut, die Festung Rocroi, deren wundervoll gleichmäßig in die Erde geschnittener Grundrißstern von Wällen und Bastionen in allen alten Lehrbüchern der Befestigungskunde abgebildet worden ist. Längst sind diese Wallgürtel und Redouten bedeutungslos geworden, aber da sie in einer dünn besiedelten Gegend ohne Verkehr niemanden störten, so hat man die Kosten gespart, sie abzutragen und einzuebnen. Und durch diesen zufälligen Umstand ist die Festung Rocroi vollständig so, wie sie

Sanitätshund findet Verwundeten.

Notverband eines Verwundeten nach Auffinden durch Sanitätshund.

Sanitätshund mit Mütze eines Verwundeten.

aus Vaubans Plänen erwachsen ist, erhalten geblieben, ein Denkmal aus alter Zeit, ein Freilichtmuseum von Frankreichs kriegslustigster Entwicklung. Gar trotzig ragen die mauergeschützten Wälle, hinter denen sich die einstöckigen Bürgerhäuser und selbst die niedere Kirche versteckten, so daß derjenige, der dem einen der beiden Stadttore zuschreitet, nichts von der Stadt sieht als die Spitze des Kirchturmes. Strahlenförmig laufen die Straßen von allen Seiten auf dem kleinen Platz zusammen, welcher den Mittelpunkt bildet. Alles ist ganz eng beisammen, denn Rocroi hat, obwohl es Stadt ist, im Frieden kaum 900 Einwohner. Der winzige Raum, den die Bürgerhäuser einnehmen, steht zu dem Durchmesser des Befestigungsgürtels in dem Verhältnis, wie bei einem durchgeschnittenen Apfel das Gehäuse zur Schale. Von dem Mittelpunkt des Platzes aus kann man sämtliche Haustüren beobachten, ohne von der Stelle zu gehen. Die Poltzei dürfte hier also ein leichtes Arbeiten gehabt haben. Aber in den Irrgängen der Bastionen, Redouten, Halbmonde, Lunetten, Haupt-, Zwischen- und Verbindungsgräben kann man tagelang herumirren, ohne sie alle gesehen zu haben.

In dieser Stadt, die sonst außer den Kleinbürgern, die darin geboren waren, nur den Schäfern bekannt war, welche in den Steppenländereien der Nachbarschaft ihre in die intensive Landwirtschaft des übrigen Ostfrankreich nicht mehr hineinpassenden Herden austrieben, hat sich ein Betrieb von besonderer Art aufgetan, einer, der erst im Kriege zu seiner Bedeutung gekommen ist, nämlich die deutsche Sanitätshunddressur. Das hügelige Land, die kleinen Buschwälder, die Schilfhalden um die Sümpfe, die Tücken des Moorgrundes, die unübersichtlichen Heckenreviere boten alle Schwierigkeiten dar, die auf einem Schlachtfelde schlimmstenfalls überwunden werden müssen. Schon das war bezeichnend für den ganzen Ernst der Vorführung von kriegsausgebildeten Sanitätshunden, der ich bei Rocroi beigewohnt habe, daß man ein Gelände zur Ausbildung und Vorführung gewählt hatte, welches die ungünstigsten Möglichkeiten in einer Häufung darbot, wie sie voraussichtlich im Ernstfalle niemals vereinigt sein werden.

Die Anregung zur Ausbildung von Sanitätshunden gebt von dem Deutschen Verein für Sanitätshunde aus, der seit seiner Gründung im Jahre 1893 unablässig bemüht war, die Anteilnahme der Heeresverwaltung für die Kriegsverwendbarkeit des Hundes zu wecken und zu diesem Zwecke aus eigenen und durch Gönner zur Verfügung gestellten Mitteln eine Anzahl von Hunden ausbildete und bereitstellte. Schon frühzeitig hatte der Chef des Feldsanitätswesens den Anregungen des Vereins seine Aufmerksamkeit zugewendet. Dieser nahm einen bedeutenden Aufschwung, nachdem im Jahre 1908 Großherzog Friedrich August von Oldenburg die Schirmherrschaft über ihn angenommen und ihn von da ab in außerordentlich reger Weise gefördert hatte. Inzwischen hatte man auch in anderen Ländern, in Belgien, Holland, Rußland und Frankreich mit der Ausbildung von Sanitätshunden begonnen und sich die deutschen Erfahrungen, vor allem aber das ausgezeichnete deutsche Hundematerial zunutze gemacht. Auf Grund der vor dem Kriege vorgenommenen Prüfungen und Uebungen war man berechtigt, anzunehmen, daß die Hunde sich im Ernstfalle gut bewähren würden. Da kam der Krieg und wie auf so vielen Gebieten, so brachte er auch auf diesem ganz neue Anforderungen und es zeigte sich, daß man zu- und neulernen mußte. Aber es bewährte sich auch zweierlei: Erstens die strenge Sachlichkeit, mit welcher von jeher unter Ausschaltung aller Sportsfexerei nur brauchbare Leistungen bei der Ausbildung der Tiere angestrebt worden waren; zweitens die wissenschaftlich-methodische deutsche Begabung, die sich sofort nach neuen Anforderungen zu richten lernt.

Die Aufgabe des Sanitätshundes war und sollte nach der Friedensausbildung die sein, als Gehilfe des Menschen die Nachsuche nach Verwundeten auf dem Schlachtfelde vorzunehmen. Fand er einen solchen, so konnte er sich seinen Führern auf dreierlei Art bemerkbar machen: durch Verbellen, durch Verweisen mit Gegenstand und durch Verweisen ohne Gegenstand.

Von diesen drei Dressurarten hat sich die des Verbellens, welche die einfachste und naheliegendste scheinen könnte, im Kriege nicht bewährt. Es kamen sehr viele Fälle vor, wo es durchaus unerwünscht war, daß der Hund durch starkes Lautgeben die Aufmerksamkeit des Feindes auf die Krankenträger lenkte. Insbesondere war dies im Stellungskriege unangebracht, wo überhaupt die Verwendbarkeit des Sanitätshundes äußerst beschränkt war.

Das Verweisen mit Gegenstand bestand darin, daß der Hund irgend einen Gegenstand des Verwundeten aufnahm und dem Führer brachte, einen Patronenrahmen, die Mütze, im Notfalle ein Büschel Gras oder einen Zweig. Das hatte aber den Nachteil, daß der Hund diese Gegenstände zuweilen verlor, daß er gelegentlich den Verwundeten an solchen Dingen zerrte, die er noch am Körper hatte, daß die feindlichen Verwundeten von tieferstehender Intelligenz, namentlich Russen, denen sich der Hund nahte, um einen Gegenstand aufzuheben, nach dem Tiere schlugen und dieses scheu machten und für die weitere Verwendbarkeit verdarben.

Das Verweisen ohne Gegenstand aber barg die Gefahr in sich, daß der Hund, dem die Arbeit langweilig wurde, zu dem Führer zurückkehrte und sich den Anschein gab, als ob er etwas gefunden habe, noch dazu, wenn er durch die Erwartungsstellung des Führers dazu unbewußt verleitet wurde; das Nachsuchen führte dann nur den Verlust wertvoller Zeit herbei. Der Krieg stellte aber noch eine andere Anforderung. Im Frieden hatte man ganz hervorragende, ausgesuchte Abrichter anstellen und das Allerbeste aus zahlreichen Hunden herausfuchen können. Jetzt aber entstand ein Massenbedarf an Hunden. Man konnte nicht nur solche auswählen, denen man im gegebenen Falle selbst Zirkuskunststücke hätte beibringen können. Man mußte vielmehr ein Dressurverfahren entdecken, das es geeigneten Mannschaften ermöglichte, aus jedem geeigneten Hunde einen Sanitätshund zu machen, das heißt, es kam derselbe Grundsatz der möglichsten Vereinfachung der Ansprüche zur Geltung, welcher es ermöglicht, jeden Rekruten mit gesunden Sinnen zu einem tüchtigen Soldaten zu erziehen. Das gefundene Mittel erinnerte an das Ei des Columbus, so verblüffend selbstverständlich erscheint es nachträglich. Man hing dem Hund an sein Halsband einen fingerförmigen Gegenstand aus Leder, das sogenannte „Bringsel". In dem Augenblick, wo der Hund auf einen Verwundeten stößt, nimmt er das Bringsel in den Fang und eilt zu seinem Führer zurück. Dieser belobt ihn, koppelt ihn an, und in hoher Erregung stürmt der Hund nun zu dem Verwundeten zurück, den Führer nach sich ziehend. Ich habe Sanitätshunde gesehen, die nach diesem Verfahren erst vierzehn Tage ausgebildet waren und ihre Sache ganz großartig machten.

Das neue Verfahren ist jetzt erst (Mitte März) eingeführt. Nachdem bei Beginn des Krieges nur 8 Hunde zur Verfügung gestanden haben, wurde deren Zahl bis zum April 1915 auf 1400 erhöht. Man kann sich vorstellen, welche Arbeit der Verein für Sanitätshunde in der Heimat geleistet hat, um diese hohe Zahl von Hunden beizubringen. Es handelt sich dabei meist um wertvolle Zuchttiere. Uebrigens sind einzelne Vorstandsmitglieder des Vereins, die schon im Frieden für die Sache gearbeitet hatten, auch in ihrer militärischen Stellung dafür tätig geblieben.

Der Chef des Feldsanitätswesens hat der Ausbildung von Sanitätshunden in immer zunehmendem Maße Förderung angedeihen lassen, je mehr sich praktische Erfolge zeigten; auch der Generalquartiermeister, der sich u. a. bei der letzten Kriegstagung des Vereins in Berlin hatte vertreten lassen, widmete diesem Zweige der Verwundetenfürsorge lebhaftes Interesse.

Gegenwärtig sind 1600 Sanitätshunde und Sanitätshundführer in Tätigkeit, deren Umdressur nach dem neuen Verfahren jetzt mit allen Kräften eingesetzt hat. Bekanntlich ist bei jeder Division eine Sanitätskompagnie. Jeder solchen sind acht Sanitätshundführer mit je einem Hunde zugeteilt. Die Führer sind zum Teil ältere Kriegsfreiwillige, die namentlich in Serbien und jetzt bei Verdun Gelegenheit gehabt haben, sich vielfach auszuzeichnen. Die acht Sanitätshundführer bilden eine eigene Korporalschaft, der älteste ist der Korporalschaftsführer. Der Feldsanitätschef erhält alle vier Wochen Berichte über die Uebungen und gibt geeignete Mitteilung an den Verein weiter, die Arbeiten im Ernstfalle, die neuesten Erfahrungen. Bei Berlin hat das Kriegsministerium ein Uebungsgelände für sein Sanitätshunde-Ersatzdepot Fangschleuse eingerichtet. In Rocroi ist die Sanitätshundestaffel West für die Westfront errichtet worden. Von hier erhalten die Sanitätskompagnien in der Feuerlinie bei Verlusten Ersatz an Führern und Hunden. Gelegentlich, wie bei dem schnellen Vormarsch durch Serbien, hat es sich als richtig herausgestellt, die Führer und Hunde zeitweise an die Truppen selbst abzugeben, im übrigen aber hat sich die Angliederung an die Sanitätskompagnie als zweckmäßig erwiesen.

Ueber die Erfahrungen wird wohl erst nach dem Kriege abschließend zu reden sein. Nur folgendes möge hervorgehoben werden. Frischen Toten gegenüber verhält sich der Hund wie gegen die Verwundeten. Polizeihunde haben sich, wegen der ganz verschiedenen Aufgaben, als Sanitätshunde im allgemeinen nicht bewährt. Unter den Rassen hat sich als am geeignetsten erwiesen der deutsche Schäferhund, ferner der Dobermann-Pinscher, der leider nur seltene Rottweiler und gelegentlich der Airedale-Terrier. Von der Verwendung des Collies ist man längst abgekommen. Führer und Hund müssen im Kriege ständig zulernen. So muß der Hund z. B. an den Anblick der Gasmaske, an das nahe Schießen u. s. w. gewöhnt werden.

Wir sind heute längst von der falschen Vermenschlichung der Tierseele abgekommen und muten daher dem Hunde nicht mehr Leistungen zu, die für ihn unmöglich sind. Wir wissen, daß alle die Geschichten vom selbstständig auf die Menschensuche ausgehenden Bernhardiner, vom Neufundländer, der aus Leidenschaft die Ufer entlang patrouilliert und Ertrinkende sucht, schöne Märchen sind. An der Leistung des Sanitätshundes gebührt dem verständigen Führer der Hauptanteil. Aber in manchen Fällen, wo Menschenkraft nicht ausreicht, können die Sinne des Hundes eine wertvolle Ergänzung werden. In Schnee und Schilf, in Sümpfen und Dickichten, so auch jetzt wieder in den Struppwäldern bei Verdun wurden wiederholt Verwundete von den Sanitätshunden gefunden. Jeder dieser Verwundeten und mit ihm unser ganzes Volk wird den Männern Dank wissen, welche das Sanitätshundwesen im Frieden in nimmermüder zäher Arbeit vorbereitet und dann im Kriege zu einem so unerwarteten Grade der Brauchbarkeit ausgestaltet haben.

Die französische Initiative.

Von einem Franzosen.

In den Statistiken, welche jedes Jahr von dem Handelsministerium über die Aus- und Einfuhr Frankreichs herausgegeben werden, fehlt stets ein Artikel, und zwar gerade der wichtigste. Seit mehr als hundert Jahren überschwemmt Frankreich die ganze Welt mit seinen Phrasen, selbst die Neger erhalten diese Ware, die ihnen zwar des öftern mit einer Tracht Prügel verabreicht wird, die trotzdem aber nie verfehlt, sie über die letztgenannten Kulturereignisse zu trösten. Was diese Phrasen bedeuten, sehen wir heute. Ganze Völker wurden damit verwirrt gemacht, sie sind nicht mehr eines gesunden Denkens fähig und sehen nur den Krieg des Vaterlandes aller schönen Ideale gegen die schnöde Barbarei. In Deutschland selber wirken diese Phrasen noch, und ich bin nicht wenig erstaunt, Deutsche zu sehen, für welche das Wort Liberalismus und Frankreich noch unzertrennbar sind. Diese Meinung ist so tief verankert, daß ich darauf verzichten muß, sie zu bekämpfen. In derselben Weise gibt es Leute, die bis uz ihrem Lebensende fest und unerschütterlich glauben werden, daß die X-Schokolade allein bekömmlich sei. Herr X. verkündet doch diese Weisheit in allen Zeitungen, und dies seit mehr als 20 Jahren Also: wahr muß es sein, sonst würde er es nicht so hartnäckig behaupten....

Unter den Phrasen, die unaufhörlich von der französischen Presse herausposaunt und die von gelehrten Papageien als einmal feststehende Grundsätze nachgeplappert werden, befindet sich die Phrase von der französischen Initiative. Der Franzose, heißt es darin, besitzt viel mehr als alle andern Völker, und vor allen Dingen als die rechtsrheinischen Barbaren, die Gabe der Anregung. Er suche fortwährend neue Probleme zu lösen, sein Land sei sozusagen ein Experimentierfeld für die ganze Welt. Alle epochemachenden Erfindungen seien von ihm gemacht, und dies auf allen Gebieten, von der hohen Politik bis zur Mode. Er gehe stets voran, als Pfadfinder der Menschheit.

Obgleich, wie gesagt, diese Sätze als Norm in allen fünf Erdteilen angesehen werden, ist es doch zu leicht, sie zu widerlegen; und genug Franzosen selber haben es getan. Man braucht nur darauf hinzuweisen, daß im Grunde genommen kein Volk so konservativ ist wie das französische. Man lasse sich nicht von dem ewigen politischen Wechsel blenden: was sich dabei ändert, ist nur die Aufschrift, der Inhalt bleibt derselbe. Es gibt aber mehr Käufer als Kenner, sagt man mit Recht, und beinahe für die Gesamtheit der Weintrinker bedeutet die Marke, die fein säuberlich auf dem Zettelchen gedruckt steht, weit mehr als der Duft eines Getränkes. Fast alle Neuerungen, die in Frankreich eingeführt werden, gehen nur bis zu den Worten; man spricht viel davon, weiter nichts. Rafft man sich zu einer wirklichen Ausführung zusammen, so bleibt sie im Anfang stecken. So erklärt es sich, daß die Verwaltung des Landes, unter den verschiedenen Namen Königtum, Kaisertum, Republik ganz dieselbe geblieben ist; daß der freidenkende Bürger, der nicht genug gegen die Religion und die Kirche schimpfen kann, seine Töchter in einem Kloster erziehen läßt; daß der antiklerikale Falliéres seine Tochter kirchlich trauen läßt; daß die Routine der Landwirte jeder Beschreibung spottet; daß die sozialen Gesetze unbeachtet bleiben; daß die Kinder in den Gymnasien wie Zöglinge einer Kriegsschule behandelt werden. Nur, wenn eine Neuheit seit Jahren im Auslande eingeführt ist, versucht man sie in Frankreich. So sieht in Wirklichkeit das berühmte Experimentierfeld aus.

Was übrigens von der französischen Initiative zu denken ist, hat der gegenwärtige Feldzug gezeigt. Selbst die ganz Blinden haben zugeben müssen, daß die Führung der Ereignisse Deutschland gehört, und daß in keinem Augenblick die französischen Generale anderes getan haben, als ihre Bewegungen nach denen ihres Feindes zu richten. Immer kamen sie zu spät, und es ist ihnen nicht gelungen, bestimmend aufzutreten. Dies und andere Beobachtungen haben die gallischen Wortführer veranlaßt, ihre Initiative-Frage anders zu gestalten, damit sie glaubhaft bleibe.

Heute liest man überall, daß der Deutsche zwar auch imstande sei, etwas zu leisten, das nach Eigenart aussehe, daß dies aber ein Beweis seiner niedrigern Veranlagung sei. Alles sei in Deutschland das Werk der Gesamtheit, und nur die unglaubliche Disziplin dieses Volkes mache ihm möglich, Großes auszuführen. Woher komme aber die Unterwerfung einer ganzen Nation unter die Gesetze der Ordnung und der Disziplin? Ohne Zweifel aus ihrer sklavischen Natur; die Deutschen seien Knechte, sie gehorchten, ließen sich alles von ihren Herren gefallen; sie seien Maschinen ohne eigenen Willen. Dagegen sei der Franzose vielmehr Individualist, er sei persönlicher, der kollektive Geist widerstrebe ihm, er sei frei, unabhängig. Folglich, wenn der Deutsche auf sich angewiesen sei, bleibe er unbeweglich stehen, und mache nur Dummheiten, wenn er überhaupt etwas tue, der Franzose aber... Ich überlasse meinem Leser, sich alle die schönen Sachen auszudenken, die der Franzose ausführt. Es ist einfach hinreißend.

Ich weiß nicht, ob die Leute, die so etwas schreiben, wirklich daran glauben. Das Volk aber, das diese Ergüsse liest, glaubt sie, und auch viele Menschen im Auslande. Ein kurzes Nachdenken genügte, um das Gebäude gallischer Logiker unrettbar in sich zusammen stürzen zu lassen. Sind die Deutschen Maschinen, die nur gehorchen können, — wem gehorchen sie denn? Sind diese sogenannten Herren, die befehlen, aus dem Monde gefallen? Gehören sie nicht selber der germanischen Rasse an? Also wären die Deutschen auch fähig, persönlich zu bestimmen und zu handeln? Dies bißchen Folgerichtigkeit in den Hirnen scheint aber verflucht schwer zu sein, und wenige sind dessen fähig. Maurice Barrès allein hat den Widerspruch geahnt, den ein findiger Kopf an seinen Behauptungen herausklügeln könnte, und er fand auch die Antwort: die Führer in Deutschland sind keine Deutschen, sondern stammen von den Kelten ab, sind also sozusagen Franzosen. O Barrès, welche Geister hast du beschworen! Diese Führer also, die die ganze disziplinierte Macht einer barbarischen Nation für ihre dunklen und bösen Eroberungs- und Unterwerfungspläne gebrauchen, wären in Wirklichkeit Franzosen? O weh, o weh! Wie kannst du deine eigene Nation, Hort aller Tugenden, so beschimpfen!

Bei näherer Betrachtung scheint es aber, daß die ganze persönliche Initiative, die den Franzosen auszeichnet, sich zu diesen rechtsrheinischen verkannten Brüdern, die man mit so großem Unrecht unter die Deutschen zählt, geflüchtet hat; denn unter den Bewohnern des alten Galliens ist davon sehr wenig geblieben.

Ein fremder Reisender in Paris, vorausgesetzt, daß er sich wirklich unter das Volk mischt, bemerkt gleich, daß nirgends in der Welt die Gewohnheit eine solche Tyrannei ausübt. Der Pariser ist einfach der Sklave der Mode. Weit davon entfernt, seine Persönlichkeit zu behaupten, sucht er in der Masse unterzutauchen. An tausend Kleinigkeiten erkennt man diesen Zug seines Charakters. Die Farben seiner Kleidung sind möglichst neutral gehalten; die Stunden, wo er ausgeht, wo er ißt, wo er arbeitet, sind streng bestimmt. Sie werden z. B. nie einen Angestellten dazu bringen, um 1 Uhr zu speisen, dies soll um 12 geschehen; um diese Stunde sind die Restaurants überfüllt, und dann völlig leer. Daher auch diese blinde Unterwerfung unter die Gesetze, die von den großen Modefirmen vorgeschrieben werden. Es ist auffallend, wie ihnen die Frauen gehorchen; sie haben nichts anderes im Sinn, als sich zu ducken, sie scheinen wahrlich eine Uniform zu tragen, so ähnlich sind sie einander. Daher auch die Unmöglichkeit für den Franzosen, sich an fremde Sitten zu gewöhnen, außer, wenn die Mode es verlangt; daher dieser Hang, alles Ausländische als barbarisch zu verwerfen. Wie oft hörte ich Pariser sich darüber lustig machen, daß die Deutschen beim Betreten eines Saales den Hut abnehmen! Einer erklärte mir einmal, es sei für ihn ein Ding der Unmöglichkeit, in einem deutschen Theater zu sitzen, weil die Herren ihren Hut und ihren Stock in der Garderobe lassen, während man in Frankreich Hut und Stock in der Hand behält. Keiner, der es wagte, gegen eine einmal anerkannte Regel zu verstoßen. Man kann nicht umhin, zu sagen, daß diese Lebensweise ihre guten Seiten hat: sie ist bequem, und überhebt des lästigen Denkens; sie hat im Grunde denselben Reiz, wie die militärische Laufbahn, wo man alles vorgezeichnet findet. Doch ist es ein unerträglicher Sophismus oder eine heuchlerische Lüge, dabei von einer persönlichen Initiative, ja von Freiheit zu sprechen. Es ist nicht zu leugnen, daß nicht alle in Frankreich sich diesem blinden Gehorsam hingeben, sie schaffen sich aber dabei eine andere, entgegengesetzte Regel. Es ist z. B. Sitte, auch in den nicht religiösen Familien, kein Fleisch am Karfreitag zu essen. Dagegen haben sich sogenannte Freigeister aufgelehnt, und sie versammeln sich jedes Jahr an dem Tage, um fette Blutwurst und Schinken zu vertilgen. Wo bleibt dabei die persönliche Freiheit? So haben sich die Franzosen, angeblich, um sich der königlichen Tyrannei zu entledigen, in den scheußlichen Despotismus der Schreckensherrschaft und dann in den kalten Imperialismus gestürzt.

In andern Ländern, vor allen Dingen in England, befinden sich die Menschen von ihrer Geburt bis zu ihrem Tode unter dem Zwang der Gesellschaftsformeln, und doch zeigen sie genug eigenen Anregungsgeist. Dies ist in Frankreich nicht der Fall, dort wagt keiner, neue Wege zu betreten. Nirgend ist der französische Mangel an persönlicher Initiative auffallender, als im Gebiete des Handels und des Gewerbes. Er ist heute fast ein Gemeinplatz, diesen nationalen Fehler rügen zu wollen. Dieses ängstliche Festhalten an alten Formeln, das sich besonders in der Möbelindustrie und in dem Baugewerbe kundgibt, diese pomadige Art der Kaufleute, sich um keinen Preis der Welt in Bewegung zu setzen, dieses Verfahren der Großbanken, die für Vorwärtsstrebende kein Geld übrig haben, diese Angst vor einer Vergrößerung des Betriebes, die bei fast allen Industriellen zu finden ist, dies alles ist so oft besprochen worden, daß es wahrlich nicht nötig ist, noch einmal darauf hinzuweisen. Was man aber, glaube ich, nie getan hat, ist das einfache Nebeneinandersetzen dieser Tatsachen und der frechen Behauptung, Frankreich hätte die persönliche Initiative als Alleinbesitz!

Frankreich grenzt an drei große Meere, seine Küsten sind reich gegliedert; das Land ist von großen Flüssen durchquert, und doch geht der Seehandel immer mehr zurück. Eine ganze Bevölkerung tüchtiger Seeleute, die Bretonen, stirbt eines langsamen Hungertodes. Die Flüsse versanden, und der längste von allen, die Loire, der noch in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts viel befahren wurde, bietet uns heute ein Bild der Oede und der Trostlosigkeit. So liegen weite Provinzen sozusagen brach; sie entvölkern sich nach und nach, alles drängt sich nach einem einzigen Punkt, wo noch Leben herrscht, nach Paris. Dort gehen unzählige Menschen unter, die, wenn sie nur die Hilfsquelle ihrer Heimatscholle tatkräftig ausgenutzt hätten, wenn nicht glänzend, sodoch wohlhabend sich behauptet hätten. Dieses Dahinsiechen, dieses Verderben ist so augenfällig, daß sich viele darüber aufregen. Glauben Sie, daß irgendein starker Mann, ein unternehmender Geist sich unter den Millionen dieser „initiativereichen Menschen" gefunden hätte, um mit kräftiger Hand an die Mängel zu gehen, die das Land dem Untergang zuführen? Daß ein großer Reeder eine neue Flotte geschaffen, ein Ingenieur die Flüsse kanalisiert, ein Kaufmann neue Absatzgebiete gesucht, ein Fabrikant neue Erzeugnisse hergestellt hätte? Nein, alles bleibt stumpf, und nur zwei Heilmittel hat man erfunden, um gegen die drohende Vernichtung zu kämpfen.

Das erste ist das Geschrei gegen die Ausländer. Jetzt scheint der Haß sich allein gegen die Deutschen zu richten; vor dem Kriege aber wurden die Belgier, die Schweizer, die Italiener, welche sich in Frankreich niederließen und allein, zusammen mit den Deutschen, etwas Tatkraft bewiesen, nicht weniger angeschrien als die überrheinischen Barbaren. Auch davon hat man genug gehört, und ich möchte darüber nicht ausführlicher werden. Doch das zweite Mittel, dessen sich die ängstlichen Gemüter in Frankreich bedienen, ist für uns sehr wichtig zu beobachten: denn es liefert uns gerade die leuchtende Widerlegung jener Phrase, die wir vorher erwähnten. Dies ist der Schrei nach der Staatshilfe. Unter allen Staaten der Welt hat der französische durch seine Unfähigkeit, Handel und Gewerbe zutreiben, hierin den ersten Platz glänzend behauptet. Sein Unvermögen, seine Bahnen in einer befriedigenden Weise zu leiten, offenbart sich vor aller Augen. Man braucht nur von Paris nach Versailles zu reisen, um dies einzusehen. So weit ist es gekommen, daß viele französische Politiker, die bekanntlich nur ihr eigenes Land, und auch dieses in sehr ungenügender Weise kennen, daraus den Schluß gezogen haben, daß ein Staat im allgemeinen einem solchen Großbetrieb, wie Eisenbahnen sind, in keiner Weise vorstehen kann. Andere Staatsunternehmen in Frankreich stehen auf einer ebenso niedrigen Stufe. Man schimpft mit Recht über die Beschaffenheit und die Ausstattung der Monopoltabake, die wahrlich mit andern Monopolerzeugnissen, wie den österreichischen und den türkischen, keinen Vergleich aushalten können. Nationale Fabriken, wie die Porzellanwerke in Sèvres und die Gobelinteppichfabrik, erzeugen zwar wahre Kunstgegenstände, stehen aber in kommerzieller Hinsicht unter Null. Vor einigen Jahren raffte sich die Leitung der Sèvresmanufaktur zusammen, und in Anbetracht der schönen Niederlagen der Kopenhagener, Meißner, Karlsbader Fabriken eröffnete sie auf den großen Boulevards einen Laden. Man lacht noch darüber in den kaufmännischen Kreisen; übrigens dauerte die ganze Herrlichkeit kaum ein Jahr, dann verschwand die Niederlage sang- und klanglos.

An eben diesen Staat wenden sich Gewerbe und Handelsleute und erwarten von ihm ihr Heil. Sie haben das von jeher getan und tun es heute noch. Die Zeitungen sind voll davon, daß keine günstigere Gelegenheit gegeben werden kann, um den verhaßten deutschen Handel zu verdrängen und zu vernichten. Was tun die initiativereichen Franzosen, die Leute, denen der Kollektivgeist widersteht und die ihre Persönlichkeit nicht untergehen lassen wollen? Sie wenden sich an das Ministerium, an die Behörden, sie schaffen mit amtlicher Hilfe unter dem Namen „Lyoner Messe" eine armselige Nachahmung des Leipziger Großmarktes; sie senden Bittschriften an die öffentlichen Stellen. Neulich gaben sich die sogenannten kleinen Fabrikanten einen Ruck, um die deutschen und österreichischen Artikel zu ersetzen. Sie fanden keinen bessern Weg, als an das Handelsministerium ein Schreiben zu richten, mit der Bitte, die deutschen Mustersammlungen, die sich im Lande verstreut befinden, zu sammeln, und davon eine Ausstellung zu machen, damit man sehe, welche Artikel nicht gekauft werden sollen. Alle klaren Geister in Frankreich rügen diesen Mangel, alle sagen und schreiben, daß dieser Weg zu nichts führt, und daß man sich selber helfen soll, bevor man Gott zu Hilfe ruft. Was hat aber diese Tatsache mit der Phrase zu tun, die sich so schön exportieren läßt? Man braucht doch eine Bezeichnung für die sonderbare Mischung von Faulheit und Anarchie, von Sichgehenlassen und Neid, die den modernen Durchschnittsfranzosen kennzeichnen; das Wort ist bald da, es wird geprägt, gebrüllt, lanciert, und sprachlos bewundert die angaffende Welt die wunderbare französische Personalinitiative!

Petersburger Geldsorgen.

Von **Expulsus.**

Das sind Stümper, die sich den Kopf zerbrechen, wie man Geld verdient. Der Petersburger lacht über Leute, die sich solche Sorgen machen. „Welches Pflaster", so lautete die Frage an einen Westeuropäer, „ist für Petersburg das geeignetste?" Und die Antwort, die der Fragesteller selbst gab, war: „Das Holzpflaster, denn man kann es jeden Sommer von neuem aufreißen. Und wenn man es aufreißt und ersetzt, so kostet das Geld." Kein anderer als Witte war der Frager. Sein weißes Haus stand am Kamenny Ostrowski-Prospekt; dort wurde Jahr um Jahr die Stadtverwaltung von gescheiten Unternehmern auf den Holzweg geführt. Er mußte es also aus eigener Anschauung wissen.

Der große Segen kam ins Land, als Herr Bark, der erfindungsreiche Finanzminister, aus der Russischen Staatsbank eine Papierfabrik machte. Rubinstein sagte einst von einem jungen Klavierspieler, man könne von den Noten, die unter den Flügel fielen, ein ganzes Konzert machen. Von Bark möchte man meinen, daß sich aus den Noten, die unter seine Druckpresse fallen, eine Rubelscheinsonate komponieren ließe. Niemandem unter den vergnügten Petersburgern, die jetzt nach Barks Noten tanzen, wird man es verübeln dürfen, daß sie bemüht sind, den papierenen Mammon loszuwerden, solange er noch Geldeswert in sich trägt. Von dieser Sorge wird Petersburg augenblicklich schwer gedrückt. Verschwendungskünstler hat es an der Newa zu allen Zeiten gegeben. Ich entsinne mich eines berühmten Verteidigers, der nur in den besten Gesellschaftskreisen seine Kundschaft fand, unter Kronlieferanten, Firmenschiebern, Wechselreitern: der hatte die Gewohnheit, seine Kragen nach Paris in die Wäsche zu schicken. Wahrscheinlich, weil er aus seiner Praxis wußte, daß das Weißwaschen in Petersburg nicht so ganz leicht sei. Heute, da die weibliche Arbeitskraft reichlich von den Fabriken in Anspruch genommen ist und die Waschfrauen selten geworden sind, gibt der Petersburger seine Wäsche nach Finnland ins Waschhaus. Ob der raffinierte Verteidiger jetzt wohl die Neutralen für seine Kragen bemüht, wo Paris nicht mehr erreichbar ist? Rußland läßt ja so viel schmutzige Wäsche im Ausland waschen.

Man liest, daß die Petersburger Leihhäuser die ganzen Bestände ihrer verfallenen Pfänder ausverkauft haben. Nicht nur Edelsteine, auch alle mögliche Ramschware. Das Publikum zahlt jeden Preis. Glänzende Geschäfte machen die Juweliere, die Möbelgeschäfte, die Teppichhändler. Auch in Kleidern wird ein fabelhafter Luxus getrieben. Kurz, einfach und teuer ist die Parole. „Sie begreifen, gnädige Frau, daß es bedeutend schwerer ist, in die einfachen Stoffe unserer Hausindustrie Schick hineinzubringen, als in eine Gesellschaftstoilette aus Samt — das Kostüm kostet 200 Rubel." Finanzminister Bark hat das Verbot der Einfuhr von Luxuswaren in Aussicht gestellt. Er, das Modell eines Borgers, will also den Modellen den Weg nach Petersburg versperren! Aber die Petersburgerin ist klug, sie hamstert. Kauft Modelle auf und zahlt. Denn ihr Mann liefert ja der Krone oder verleiht Waggons oder stiehlt anderswo — da kann sie sich's ja leisten! Pariser Hüte, die glücklich den U-Booten entgangen sind, werden überhaupt nur noch an besonders bevorzugte Kundinnen abgegeben. Wären die Franzosen vernünftig — sie könnten ihren ganzen Bestand an Stahlhelmen als echt Pariser Hutmodelle wieder zu Geld machen.

Bei Jeliffejew kauft man Birnen zu sechs Rubel das Stück, und Calvillen können nur noch Beamte von Bahnverwaltungen bezahlen. Der Nizzaer Blumenmarkt ist durch die einheimischen Treibhäuser ersetzt, die nicht nur die seltensten Blumen, sondern auch die seltensten Preise zu treiben verstehen. So mancher trägt heute einen duftigen Zehnrubelschein im Knopfloch. Auch die zarten Vertreter der Kunstflora, die Parfüms, finden um schweres Geld den Weg in verwöhnte Nasenlöcher. Vielleicht der einzige Fall, wo man auf Barks Rubelnoten das ironisierende "Non olet" (es riecht nicht) nicht anwenden könnte. Ein Fläschchen "Quelques fleurs" kostet heute 18 bis 25 Rubel — je nach der Rangklasse des Käufers und der Toilette der Käuferin. Und die Süßigkeiten, mit denen der vergebungheischende Mustergatte seiner Gnädigen den Mund verschließt: Gala-Peter — von 4 Rubel das Pfund aufwärts. Wahre Liebe fragt nicht. Herr Bark will die Grenzen sperren, den lustigen Petersburgern, die so gern die Grenzen überschreiten. Eile tut not.

Nur deutsche Erzeugnisse dürfen nicht gekauft werden. Darum kauft man jetzt auch statt Eau de Cologne — Eau de Pologne, ungeachtet dessen, daß auch ganz Polen von den bösen Deutschen besetzt ist. Was geschieht wohl mit all der Basarware, den Ein- und Dreimarkartikeln, die schon vor dem Kriege zum doppelten Preise in Rubeln bei „Alexandre" alias Treumann als Kunstgegenstände verkauft wurden? Was mit den Kristall- und Bronzewaren, die das französische Fabrikat so prächtig aus dem Felde geschlagen haben? Man wird die Ware jedenfalls „naturalisieren" oder in ententefreundete umstempeln. Alles — nur nichts Deutsches. Man erzählt in den russischen Zeitungen von einem amerikanischen Ingenieur, Hugo Oliver L., der bei seinen Kundschaftsbesuchen eine notarielle Urkunde mit sich führte. In dieser hatte der ehrenwerte Notar X. der Stadt Sittley hier in Amerika unter beigedrücktem Amtssiegel bestätigt, „daß der Vater des L. in Schottland geboren sei und als echter Schottländer zu gelten habe, und daß seine Mutter in den Vereinigten Staaten geboren und englischer Abkunft sei. Weder von väterlicher, noch von mütterlicher Seite her habe hiernach der Vorzeiger dieses auch nur einen Tropfen deutschen Blutes in sich." Kann man mehr geschäftliche Gründlichkeit verlangen?

— Wirkliche Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit sind der wahre Schutz gegen die Kränkungen und Zurücksetzungen in der großen Welt.